



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Man schlage nur die erste Tafel auf und vergleiche die Blätter des Baums, das Fell der Löwin, den Altar mit den Früchten im Hintergrunde! Diese Genauigkeit in der Wiedergabe des Einzelnen, auch des Kleinsten, ja der zartesten Meißelstriche ist bisher unbekannt gewesen. Vortrefflich ist auch die Art und Weise, wie die Ergänzungen der Originale auf einem Deckblatt veranschaulicht werden; man wird dies Verfahren wohl fortan für alle ähnlichen Prachtwerke annehmen.

Wir wünschen den hellenistischen Reliefs eine weite Verbreitung, nicht nur in öffentlichen Bibliotheken, sondern auch in den Büchersammlungen reicher Liebhaber. Die Namen des Verfassers und des Verlegers bürgen dafür, daß die Vorzüglichkeit der Ausführung sich gleich bleiben und das Wort nicht hinter dem Bilde zurückstehen wird.



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Nochmals die Anthropologie. Es ist höchst dankenswert und zeitgemäß, daß im vorletzten Hefte der Grenzboten der Verfasser des Aufsatzes „Anthropologie“ es einmal unternommen hat, den blauen Dunst von Weisheit und Wissenschaftlichkeit, mit dem sich Herr Virchow zu umgeben weiß, etwas zu zerstreuen. Die sogenannten „Versammlungen der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft“ sind in der That nur noch Zusammenkünfte der Partei Virchow. Während dieser Herr seinem Redeschwall ein paar Stunden lang freien Lauf läßt, kommen nur noch seine Schleppträger und Günstlinge, allenfalls noch eine sogenannte „Berühmtheit,“ mit der man den Bund zu gegenseitiger Verherrlichung geschlossen hatte, ausgiebig zu Worte, den andern, das weiß jeder Eingeweihte, wird zur Vertretung oder Begründung ihrer Ansichten kaum mehr als eine Viertelstunde bewilligt. Wehe aber dem Unglücklichen, der es wagt, in dieser kurzen Spanne Zeit eine eigne Ansicht zu äußern! Es werden ihm in Ermangelung wissenschaftlicher Gründe, die bei aller Redegewandtheit doch nicht immer gleich zur Hand sind, einfach Grobheiten und Beschimpfungen an den Kopf geworfen, die dann von einer Schar gefügiger Zeitungsberichterfatter in den Tagesblättern verbreitet werden, verbunden mit den üblichen Lobeserhebungen des Herrn Virchow, der „immer die richtigen Worte zu finden weiß.“ Ein solches Treiben ist nicht nur ganz und gar unwissenschaftlich, es ist auch unwürdig und gewissenlos. Unabhängig denkende Männer, die dadurch angewidert werden und keine Freude an ärgerlichen Auftritten haben, sind daher den Virchow'schen Versammlungen immer mehr fern geblieben. Dem entsprechend waren denn auch ihre Ergebnisse in den letzten Jahren, obgleich in den Zeitungen als höchste Weisheit gefeiert, sehr dürftig. Das bedeutendste, was auf Virchow's Anregung in letzter Zeit durchgeführt worden ist, war die Schullinderuntersuchung.

Freilich die deutliche Sprache, die die Ergebnisse derselben reden, hat Virchow nicht verstanden. Die unabhängige Forschung ist inzwischen ihren stillen, aber sicheren Weg gegangen. Man darf deshalb Virchow und die Anthropologie nicht in einen Topf werfen. Die Anthropologie hat hohe Aufgaben und kann in erster Reihe mitwirken, das Dunkel der Vorzeit aufzuhellen und dadurch zum Verständnis der Weltgeschichte bis zu den heutigen Tagen beizutragen. Freilich müßte dann erst der Bann, der jetzt ihre freie Entwicklung hemmt, gebrochen sein.

Zur Frauenfrage sind uns fast gleichzeitig zwei beachtenswerte Beiträge zugegangen, Nummer 1 aus der Feder eines Mannes, Nummer 2 aus der Feder einer Frau. Wir bringen sie im nachfolgenden beide zum Abdruck.

1) Von der Herausgeberin der Monatschrift „Frauenberuf,“ Frau J. Kettler, ist kürzlich ein Schriftchen erschienen, das den vielversprechenden Titel führt: „Was wird aus unsern Töchtern?“ (Weimar, Frauenberufverlag, 1889). Die Verfasserin kommt mit ihren Betrachtungen zu dem Ergebnis, daß wir das Leben unsrer Töchter auf das Unsicherste gründen, was es in der Welt giebt: auf den Zufall. Nur sechzig Prozent unsrer Mädchen verheirateten sich und werden dadurch mehr oder weniger versorgt; die übrigen vierzig Prozent sind gezwungen, sich selbst ihren Unterhalt zu verschaffen. Das sei ihnen aber nur möglich, wenn sie als Lehrerin, Erzieherin, Gesellschafterin Stellung nähmen oder sich zum größten Teile auf Arbeitsgebiete stützten, auf denen sie den niederen Klassen eine für diese verderbliche Konkurrenz machten. Die Erwerbsfähigkeit und das Recht auf Arbeit müsse für die Frauen der gebildeten Stände erweitert werden; und da findet denn die Verfasserin keinen andern Ausweg als die Freiheit des akademischen Studiums und die Erreichung der damit verbundenen Rechte auch für das weibliche Geschlecht und zwar in dem vollen Umfange, wie ihn der Frauenverein „Reform“ mit den Worten ausgesprochen hat: „Der Frauenverein »Reform« beschränkt seinen Zweck ausschließlich darauf, für die Erschließung der auf wissenschaftlichen Studien beruhenden Berufe für das weibliche Geschlecht zu wirken, und zwar vertritt der Verein die Ansicht, daß die Frau gleich dem Manne zum Studium aller Wissenschaften Zutritt haben soll, nicht aber auf einzelne derselben (wie z. B. die Medizin oder das höhere Lehrfach) beschränkt werden darf.“

Es bleibt dann in der That nur noch die eine Forderung übrig, daß unsre jungen Mädchen auch Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere werden können. Wir haben unsre Stellung zu dieser auf das akademische Studium auslaufenden Richtung der Frauenfrage schon früher ausgesprochen und die ganze so eifrig geförderte Strömung als eine für deutsche Verhältnisse unzweifelhafte Verirrung bezeichnet. Aber die Frauen wollen nicht einsehen, daß sie durch diese heiß erstrebte Zulassung zu den Fachwissenschaften und Staatsämtern wenig gewinnen, wohl aber alles verlieren würden, was die deutsche Nation bis jetzt an ihren Frauen schätzt und würdigt. Die Frage: was soll aus unsern Töchtern werden? ist eine sehr ernsthafte Frage und beschäftigt wohl mancher Eltern Herz; aber die Lösung, die der Frauenverein „Reform“ mit der Forderung gefunden zu haben glaubt: „Zulassung des weiblichen Geschlechts zum Studium auf Universitäten und andern wissenschaftlichen Hochschulen,“ also auch auf Bau-, Berg- und Forstakademien wird selbst einem gequälten Vater zum mindesten abenteuerlich vorkommen. Wieviel von den vierzig Prozent ledig bleibenden Mädchen hält denn Frau Kettler zum fachwissenschaftlichen Studium für fähig? Nach ihrer überaus hohen Meinung von der

geistigen Leistungsfähigkeit des weiblichen Geschlechts eigentlich alle. Wir meinen dagegen, es könnten nur ganz besonders beanlagte und zugerichtete Ausnahmen sein, und für Ausnahmen im weiblichen Geschlechte sollte man vom Staate keine Mädchengymnasien und Frauenuniversitäten verlangen. Frau Kettler hat eine ehrliche Begeisterung für ihr Geschlecht — das muß rückhaltlos anerkannt werden — allein sie schätzt, von einigen außergewöhnlichen Beispielen ausgehend, die Fähigkeiten unsrer Mädchen zu hoch. Man hat dem weiblichen Geschlechte vorgeworfen, es habe bis jetzt weder auf dem Gebiete der Kunst und der Poesie noch auf dem der Wissenschaft hervorragendes geleistet, und Frau Kettler fragt sehr bezeichnend: „Wie wird man eine Historienmalerin ohne genügende historische Kenntnisse? Wie wird man eine große dramatische Dichterin ohne genügende litterarische Kenntnisse? Wie wird man eine große Naturforscherin ohne genügende naturgeschichtliche Kenntnisse?“ „Wir bitten um Antwort!“ ruft sie pathetisch aus.

Wir gestehen ehrlich, daß wir auf diese seltsamen Fragen allerdings keine Antwort wissen, können aber beschwören, daß bis jetzt noch nie eine Frau strafrechtlich verfolgt worden ist, die sich geschichtliche, litterarische oder naturwissenschaftliche Kenntnisse hat aneignen wollen. Es ist ein alter Erfahrungsgrundsatz: wer auf einmal zu viel fordert, erreicht gar nichts. Wenn der Verein „Reform“ nur das eine Ziel: weibliche Frauenärzte, erstreben wollte, so würden ihm sicher aus allen Lagern Anhänger und Mitkämpfer zuströmen; aber von der Regierung für die Frauen einen rechtlichen Wettbewerb auf allen Gebieten verlangen, auf denen eine akademische Vorbildung vorausgesetzt wird, ist eine unüberlegte Forderung. Allerdings fügt der Verein vorsichtig hinzu: soweit das heute auch praktisch durchführbar ist; als praktisch durchführbar aber erscheint ihm „naturgemäß“ zunächst das, was bereits thatsächlich in andern Ländern durchgeführt worden ist. Da wären wir denn also wieder auf das Ausland, in die idealen amerikanischen Verhältnisse geraten. Unsere deutschen Frauen sollten wirklich erst in ihrem angestammten Reiche Neuerung und Besserung schaffen, bevor sie sich auf sozialpolitische Bestrebungen einlassen. Unser Familienleben, unsre wirtschaftlichen und geselligen Verhältnisse mit allen ungesunden Gewohnheiten und albernen Moden bieten ein großes Feld, auf dem noch unendlich viel geändert werden muß; wir leiden gerade in dieser Beziehung an vielen Gebrechen und Schäden, und das weibliche Geschlecht hat nicht zum geringsten Teile an den modernen Mißbräuchen und Verirrungen schuld.

Bezeichnend für die Anschauungen des Vereins „Reform“ ist es, wenn es an einer Stelle der Flugschrift heißt: „Es ist ferner eine naive (!) Utopie (!), zu glauben, daß es möglich sei, unsre Generation (!) (oder die nachfolgende) wieder an jene Anspruchslosigkeit gewöhnen zu können, die zur Zeit unsrer Großväter die Gründung eines eignen Herdes so viel billiger, also leichter machte, als sie heute ist.“ Anspruchslosigkeit! da haben wir das befreiende Wort zur Lösung der ganzen Frauenfrage — und diese Eigenschaft sollte unsrer Jugend, besonders unsern Mädchen, nicht mehr beizubringen sein, Anspruchslosigkeit sollte ein veralteter Begriff, eine „naive Utopie“ geworden sein? Ja, wenn unsre Frauen und Mütter so denken, dann haben wir Väter allerdings Veranlassung, uns die Zukunft unsrer Töchter recht trübe vorzustellen. Daher kommt ja gerade die ganze Unerquicklichkeit und Zerfahrenheit unsers gesellschaftlichen Lebens, daß die Mädchen im Elternhause an Ansprüche gewöhnt werden, die sie für ihre Person gar nicht berechtigt sind an das Leben zu stellen.

Das Ansehen, die Stellung, die sich Vater und Mutter erst nach jahrelangem Ringen und Entbehren erworben haben — wie es bei unsern höhern Beamten

und Offizieren fast immer der Fall ist —, lernt die Tochter als etwas selbstverständliches kennen, und die lieben Mütter bringen es nicht übers Herz, dem Töchterchen klar zu machen, daß es ebenfalls von unten anzufangen habe, wenn es ebenso hoch kommen wolle. Was die Frauen als „naive Utopie“ bezeichnen, das verlangen wir Männer gerade von unsern Töchtern: Anspruchslosigkeit in wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Beziehung, Bescheidenheit in ihrem Wesen und Wirken, Verständigkeit in ihrer Tracht und ihren Gewohnheiten. Wenn aber eine thörichte Mutter den zwölfjährigen Backfisch in eine Spitzenrobe steckt, ihn mit Goldschmuck und Korallen behängt und triumphierend mit lächerlicher Eitelkeit auf den „Knospenball“ führt, dann können wir schlechterdings nicht von dieser Knospe verlangen, daß sie dereinst eine tadellose Gattin und Mutter werde — oder sollte sich diese Knospe zum fachwissenschaftlichen Studium eignen? Glücklicherweise haben wir noch deutsche Mütter, die ihre Töchter zu erziehen verstehen — es wäre sonst um unser Vaterland sehr traurig bestellt.

So warm und eifrig auch von dem Frauenverein „Reform“ für die aufgestellten Ziele gekämpft wird, seine mühevollen Arbeit wird fruchtlos bleiben, so lange er seine Ziele nicht ändert und an seinen unausführbaren Forderungen weiterhin festhält.

\* \* \*

2) Die Bewegung in der „Frauenfrage“ nimmt unverkennbar immer größere Ausdehnung an, eine Thatsache, die dem wirklich vorliegenden Notstande gegenüber nur mit großer Befriedigung zu erfüllen vermag. Aber wir vermiffen oft in dieser Bewegung die nötige Sammlung und Mäßigung, die allein dem Kampfe für eine gute Sache Erfolg sichert. Eine große Anzahl der Vorkämpferinnen, erregt durch die eignen und der Mitschwester Leiden, unerfahren, ungeübt, gefährden ihr Werk durch unparlamentarische Behandlung mehr, als sie ihm nützen, sie setzen diese so ernste Sache dem Fluche der Lächerlichkeit aus. Es werden die gewiß erschütternden Notstände geschildert, man erhibt sich für eingebildete Frauenrechte, man wirft die Frage auf, ob die Frau geistig ebenso befähigt als der Mann, und wenn dieses der Fall, nicht geradezu berechtigt sei, sich in denselben Gebieten wie er auszubilden, nützlich zu machen, und man überfieht in blindem Eifer die grundverschiedenartige Begabung beider, die so ersichtlich zu gegenseitiger Ergänzung geschaffen ist; man regt sich auf bis zum Siedepunkte und vergift häufig, daß in verständigen, zweckmäßigen Vorschlägen zur Besserung des unhaltbaren Zustandes allein der Schwerpunkt der ganzen Frage liegt. Doch um der Ausschreitungen und der Ungeheuerlichkeit einzelner willen über die „Frauenfrage“ zu spötteln, ist kurzfristig; sie kann über Nacht zur Tagesfrage werden, ihre hohe Bedeutung für alles, was Volkswohl heißt, läßt sich nicht wegspötteln.

Eine große Anzahl von Frauen ist darauf angewiesen, unter den bestehenden Verhältnissen sich ihr Brot selbst zu erwerben; es sind das nicht allein Unverheiratete; auch Witwen, die den Ernährer verloren haben und für sich und ihre Kinder allein sorgen müssen, fällt diese Aufgabe zu und ist für sie noch ungleich schwerer, und selbst die Ehefrauen der mittlern und untern Stände müssen, wenn sie auch nicht alleinige Versorgerinnen der Ihrigen sind, doch Erwerb suchen, um zu den Kosten des Hauswesens etwas beizutragen. Ehedem war das anders, der Mann erwarb allein, die Frau sorgte für das Hauswesen, die Kinder; ihre Thätigkeit umfaßte nur das Haus, das ihre Welt war, und das waren schönere Zeiten für die Frau, in der alle echt weiblichen Eigenschaften zu vollkommener, herr-

lichster Entwicklung gelangen konnten. Einen Teil der Größe und Kraft unsres Volkes danken wir wohl diesen Mhnfrauen, denn unberechenbar groß ist der Einfluß der Frauen auf das Geschick der Nationen als Gattinnen, Mütter und Hüterinnen des Familienlebens. Frauen, wie sie Tacitus in Deutschland fand, halten manches zusammen, was heute aus Rand und Band zu gehen droht.

Aber eine Rückbildung unsrer Verhältnisse ist nicht denkbar, und neben den Übelständen, die sich allmählich entwickelt haben, hat sich so viel Großes, Schönes, Erhabenes gebildet, daß niemand wünschen kann, die bestehende Ordnung umzugestalten. Aber an eine Ausgleichung ist zu denken, die als höchster Triumph des Fortschrittes unsrer Nation die hohen Güter, die im Laufe der Jahrhunderte gezeitigt worden sind, auch denen zugänglich macht, die sie erwerben halfen, die sich aber heute mit Recht die „Enterbten“ nennen können: den Frauen; das ist die Auferstehung aus sozialer Not, die Lösung der großen Frage, an der so viel geräkelt wird. Die Armut der auf Erwerb angewiesenen Frauen erzeugt ein kraftloses, elendes Geschlecht, alle Mittel und Mittelchen, Ferienkolonien, Kinderospitäler u. s. w. sind machtlos dagegen; noch einige Geschlechter weiter, und wir werden den herben Verlust, den wir an Kraft und Gesundheit des Volkes erlitten haben, schwer empfinden. Ein Thor ist, wer den Ast absägt, auf dem er sitzt.

Wir sind durchaus gegen die Verwendung von Frauen in Berufsarten, die bisher nur für Männer waren und für die es durchaus nicht an männlichen Kräften mangelt; so viel es unsre veränderten Verhältnisse irgend gestatten, muß die Arbeit der Frau, ihr Erwerb im Hause besorgt werden. Es ist eine gefährliche Strömung, in der die Frauenfrage treibt, es erscheint uns, wie wenn jemand, um nicht zu frieren, den Ofen mit dem Gebälke seines Hauses heizte. Heißt es nicht, wenn auch in bester Absicht, der Emanzipation, deren äußerste Ausläufer die weiblichen Prediger Amerikas, die Nihilistinnen Rußlands mit den notwendigen Folgen gesunkenen Sittenlebens sind, Brücken bauen? Wie häufig werden Leichtsin und schlimmere Dinge die Unabhängigkeit, die für eine Frau die Verleihung eines Amtes mit sich bringt, aufs traurigste und gewissenloseste ausbeuten! Es giebt einzelne Vertreter des männlichen Geschlechtes, die durchaus nicht abgeneigt sind, die Lasten und Mühen des Erwerbes auf die Schultern des Weibes zu laden; wenn wir diesen Weg einschlagen, so können wir in zwanzig oder dreißig Jahren vielleicht in der Lage sein, nützliche Betrachtungen über die Erwerbsfähigkeit solcher Männer anzustellen.

In Frankreich hat man Gelegenheit, ähnliche Verhältnisse zu beobachten, dort ist in vielen Fällen die Frau das Haupt des Hauses, die Erhalterin der Familie, aber „Mutter,“ „Hausfrau“ ist sie nicht, und das verkehrte Verhältnis der Familie hat dem Volke wenig Segen gebracht. Wir rütteln an der Volkskraft, wenn wir die Frau, auch die unverheiratete, dem Hause entfremden; die Frau gehört nur in das Familienleben; erhalten wir dem Hause, der Familie die Mutter, dann erhalten wir unserm Volke die Söhne, die Männer, seine Kraft und Macht. Alles Experimentiren mit der „Erwerbsfähigkeit“ der Frauen in Berufsarten, die nur für Männer sind, wird sich schwer rächen und ist ein Raub am deutschen Herde; unpaßbar dem Charakter einer deutschen Frau erscheint ein weiblicher Arzt, Telegraphist u. s. w., jede solche „Existenz“ ist eine taube, wertlose Blüte am Baume der Nation. Kurz hinweisen wollen wir noch auf die große Anzahl von Zufälligkeiten, erhöhter Reizbarkeit u. s. w., denen das Weib unterworfen ist und die gegen die Verwaltung deartiger Ämter durch Frauen sprechen. Darum laßt den Männern, was der Männer ist, aber gebt den Frauen, was der Frauen ist!

Was die Frauen zu fordern berechtigt sind, ist zunächst Gleichstellung der Löhne für Frauenarbeit mit der Männerarbeit. Dieser Übergang aber, der von größter Bedeutung für unsre Verhältnisse ist, wird nur ermöglicht werden, wenn der Staat die Frauen schützt; durch keinen Streik, keine Versammlung, keine Lamentationen wird dieses Ziel erreicht werden. Der Staat verschafft den Gefangnen Arbeit, er macht sich in diesem Falle die Mühe, mit den Arbeitgebern zu affordiren, Rohmaterial einzukaufen, auszugeben, Löhne einzulassiren; wie viel mehr muß er eintreten für die freie Arbeit einer Klasse nahezu wehrloser Menschen, die so hart von der allmählichen Umgestaltung unsrer wirtschaftlichen Verhältnisse betroffen sind und die so wesentlichen Anteil an der guten oder schlechten Fortentwicklung alles Bestehenden haben! Wir wollen hier nur die traurigen sittlichen und gesellschaftlichen Zustände streifen, die Folgen der anerkannt zu niedrigen Lohnsätze, die selbst bei bescheidensten Ansprüchen kein Auskommen gewähren; neben dem Laster sehen wir die Magdalenenstifte, die die Privatthätigkeit mit großen Opfern erbaut, eine lebendige Illustration der Inkonsequenz und Haltlosigkeit der gegenwärtigen Zustände; jede Frau mit Selbstbewußtsein und weiblichem Gefühl wird trachten, aus der Niedrigkeit und Verkommenheit des Bestehenden dem reinen, edeln Geist altgermanischen Ehe- und Familienlebens wieder zur Erhebung zu verhelfen.

Die Errichtung von arbeitgebenden Stationen würde die Lohnsätze der Frauen sofort regeln, sie frei machen von jedem Druck, jeder Willkür gewissenloser Arbeitgeber. Vieles, was der Staat selbst gebraucht für das Heer, seine Anstalten u. s. w., würde unmittelbar vom Arbeitgeber den Frauen in Arbeit gegeben werden, ohne daß der größte Teil des Gewinnes, wie bis jetzt, die Lieferanten bereichert; schlecht zahlende Arbeitgeber würden, da sich keine Arbeiterin an sie wenden würde, gezwungen sein, ihre Aufträge durch die arbeitgebenden Stationen ausführen zu lassen, gut zahlende würden vor die Wahl gestellt sein, ob sie unmittelbar Aufträge oder durch die Vermittlung arbeitgebender Stationen geben wollten, jedenfalls wäre der Lohnsatz bestimmt geregelt, und keine Willkür könnte ihn umgestalten. Man hat, um der Willkür zu begegnen und bessere Lohnsätze für die Frauen zu erzielen, in verschiednen Städten Verkaufsstellen für weibliche Handarbeiten errichtet; aber diese können, so gut sie gemeint sind, nur von sehr geringem oder von gar keinem Nutzen sein. Zunächst ist der Übelstand, daß die Frau das Material zu der zu liefernden Arbeit selbst zu beschaffen, bare Auslagen zu machen hat, dann liegt ihre Arbeit Wochenlang bis zum Verkaufe, oft genug erhält sie sie als unverkaufbar zurück. Ferner danken diese Verkaufsstellen ihr Entstehen der Privatwohlthätigkeit, die recht-schaffne freie Arbeit einer tüchtigen Frau will aber keine Wohlthat, kein Mitleid, sie will ihren angemessenen Lohn; an der Spitze dieser Unternehmungen stehen gewöhnlich „gut situirte Damen,“ oft genug unverheiratete, die viel freie Zeit haben, die aber niemals mit dem Kampf ums Dasein bekannt geworden sind, denen es an praktischen Erfahrungen völlig fehlt; dagegen neigen sie dazu, innerhalb ihrer Schöpfungen zu individualisiren, Neigung und Abneigung zu schaffen; man hört nicht selten von Frauen, „die es nicht verdienen,“ man läßt diese die Abhängigkeit genau so drückend fühlen, als es ein harter Arbeitgeber thut; man begünstigt und läßt fallen, je nachdem man sich „sympathisch“ oder „antipathisch“ berührt fühlt, und vergißt, wie unstatthaft eine solche Beurteilung ist, wie jede, schlecht oder gut, ihren Lebensunterhalt zu erwerben berechtigt ist. Ob schlecht, ob gut, der Mensch will leben; setzt man Zweifel in seine Moral, so ist nichts geeigneter, ihn auf bessere Bahnen zu leiten, als lohnende Arbeit und deren Folge, geordnete Verhältnisse. Die arbeitgebenden Stationen, wie wir sie im Auge haben, haben sich mit nichts

zu beschäftigen, als mit dem Geben und Bezahlen der Arbeit. Man mache den Versuch, die arbeitgebenden Stationen durch tüchtige, gut bezahlte Frauen verwalten zu lassen, viele werden angemessene Versorgung dabei finden und für die Versorgung anderer wirken. Wir sind weit entfernt, diesen Plan für fertig zu halten, aber wir halten ihn der Ausgestaltung wert, und die Praxis wird dazu die wertvollsten Beiträge liefern.

Eine weitere berechnete Forderung der Frauen ist die, den Handarbeitsunterricht und seine Ergebnisse in den Schulen nicht durch einen Schulinspektor, der unmöglich darüber urteilen kann, sondern durch geeignete weibliche Kräfte überwachen zu lassen. Von wie großer Bedeutung eine tüchtige umfassende Ausbildung in weiblichen Handarbeiten für alle Frauen, arm und reich, vornehm und gering, für das Familienleben und damit für das Volkswohl ist, darüber sind wir uns wohl alle klar, und doch wird diesem Punkte die Beachtung, die er verlangt, nicht zugewendet; näher auf ihn einzugehen, behalten wir uns für ein ander mal vor, hier betonen wir nur die Forderung, daß Frauen prüfen und überwachen, was durchaus in den Bereich ihrer Thätigkeit gehört.

Was ein Volk erhebt und was ein Volk herunter bringt, das hat man seit lange gewußt; eines Volkes Größe und Kraft liegt in seinem geheiligten Familienleben. Wo dieses sinkt, sinkt auch das Volk langsam, aber sicher; die Liebe zum heimischen Herde, zur Familie, auf der sich die Liebe zum Vaterlande aufbaut, das war die Unüberwindlichkeit mächtiger Völker. Das Weib aber, die Mutter, ist die Sonne des Hauses, die Hüterin des Familienlebens, des heimischen Herdes. Die Regierung schafft sich einen mächtigen Verbündeten in der Arbeit für das Wohl des Volkes, für seine Gesundheit, Zufriedenheit, Sittlichkeit und Frömmigkeit, wenn sie die Rechte der Frauen schützt. Dem arg darnieder liegenden Familienleben unsrer Tage wird frisches Blut zugeführt, wenn der Frau angemessener Verdienst ermöglicht wird. Ein einfaches wohlgeordnetes Hauswesen schafft geistige und körperliche Gesundheit, alle Fragen innerer Mission, die Sonntagsfrage u. s. w. treffen hier zusammen, ohne die Grundlage guten Familienlebens werden die goldensten Worte in die Luft gepredigt.



## Litteratur

Über Kunst, Künstler und Kunstwerke. Von Veit Valentin. Mit Illustrationen. Frankfurt a. M., Litterarische Anstalt (Küttner und Voening), 1889

Veit Valentin ist den Lesern der Grenzboten nicht fremd, denn die Jahrgänge 1884, 1885 und 1886 haben Aufsätze von ihm gebracht. Seine Beiträge zur Ergänzungsfrage der Aphrodite von Melos und seine Mitarbeiterschaft an Dohmes Kunst und Künstlern sind bekannt. Die in diesem Werke enthaltenen Charakteristiken von Cornelius, Overbeck, Schnorr, Veit und Führich gehören zu dem besten, was Valentin geschrieben hat. Dieselbe Gabe, von kleinern Abschnitten der neuern Kunst und